

Warum die Schweiz zum dritten Mal?

Autor(en): **Steinberg, Jonathan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **80 (2000)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WARUM DIE SCHWEIZ ZUM DRITTEN MAL?

Jonathan Steinberg, geboren 1934 in New York, studierte Nationalökonomie an der Harvard University, Abschluss mit BA 1955; Bankausbildung bei M. M. Warburg & Co., 1958–1961 Studium der Geschichte an der University of Cambridge UK, 1965 Promotion zum Dr. phil. Von 1966–1969 Dozent und Reader an der University of Cambridge und Fellow of Trinity Hall; ab Januar 2000 Professur für Moderne Europäische Geschichte an der University of Pennsylvania, Philadelphia. Veröffentlichungen u.a.: «Why Switzerland?» CUP 1976, 2. Auflage 1996.

Der Oktober hat sich in der schweizerischen Politik, um *T. S. Eliot* zu zitieren, als «*the cruellest month*» erwiesen. Am 8. Oktober 1999 berichtete die «*Neue Zürcher Zeitung*»:

«*Am letzten Tag der Legislaturperiode haben die beiden Kammern das bilaterale Gesamtpaket definitiv verabschiedet. Das Ergebnis ist in zweierlei Hinsicht positiv. Die ausgehandelten sieben sektoriellen Abkommen wurden im Ständerat mit 45 zu 0 Stimmen gutgeheissen, im Nationalrat kam die Genehmigung mit 183 zu 11 Stimmen ebenfalls wuchtig zustande.*»

Fast so erstaunlich wie die überwältigenden Mehrheiten war das Votum von *Christoph Blocher*. Ich zitiere den Bericht von den Eidgenössischen Räten in derselben Ausgabe der NZZ:

«*Christoph Blocher (SVP, Zürich), dessen Votum als persönliche Erklärung deklariert wird, hat das Gesamtpaket gewogen und für zu leicht befunden. Der Wirtschaftsstandort Schweiz wird geschwächt, die Arbeitslosigkeit wird zunehmen, das Lohnniveau nivelliert. In bezug auf die unabsehbaren Folgen für unsere Sozialwerke sind die bilateralen Verträge ein Abenteuer. Zwar gehen diese weniger weit als der seinerzeitige Kolonialvertrag des EWR oder ein EU-Beitritt. Trotzdem kann der Votant diesem schlechten Resultat der schlechten Verhandlungsführung durch den Bundesrat nicht zustimmen. Mit einem Referendum würde jedoch nichts gewonnen, weil ja die gleichen Leute wieder ans Werk gingen. Er werde deshalb nicht für ein Referendum zur Verfügung stehen und auch im Abstimmungskampf nicht dabeisein, erklärt Blocher, dessen Votum mit lauten Unmutsäusserungen im Saal quittiert wird.*»

Mit den melancholischen Tönen des scheinbar deprimierten Volkstribuns schloss eine Epoche in der Geschichte der Schweiz, die das Volk der Schweiz 1992 mit dem abgelehnten Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum geöffnet hatte. Der Abschluss der bilateralen Verhandlungen mit der Europäischen Union Ende 1998 hatte die Beziehungen der Schweiz zu Europa schon auf eine neue Grundlage gestellt.

Mit der Ratifizierung der sieben Verträge wurde die Periode des Freihandelsabkommens endlich abgelöst und ein neues Kapitel begonnen. Aber *Christoph Blocher* hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Am 24. Oktober heisst es wiederum in der NZZ:

«*Dieser für schweizerische Verhältnisse frappante – im Ausmass historische – Erfolg basiert auf einem einfachen Rezept. Die SVP hat sich, obschon Regierungspartei, als Alternative zum regierenden Lager empfohlen. Die vielgescholtene Classe politique habe ihre Sache schlecht gemacht, lautete der Tenor der SVP-Wahlwerbung: Misswirtschaft im Asylwesen, zu hohe Steuern, zu viele Gebühren, viel zuviel Öffnung! Die Rechnung ist vollumfänglich aufgegangen.*»

Wie hoch diese Rechnung sein wird, bleibt abzuwarten, aber eines ist sicher: Im Vergleich mit den nachbarlichen Staaten, auch in Protestwahlen, normalisiert sich die Schweiz noch weiter, d.h. die Schweiz passt sich den Gewohnheiten und Praktiken der Nachbarn an. Die Harmonisierung vieler Lebensbereiche mit den Nachbarn und der Europäischen Union, die schon sehr weit gegangen ist, geht unweigerlich voran und ist nicht mehr aufzuhalten. «*Sonderfall Schweiz*» beschreibt die Lage immer weniger und damit erhebt sich die existentielle Frage: Wozu noch die Schweiz? Hat es wirklich einen Sinn, sich an diejenigen noch erhaltenen Besonderheiten schweizerischen öffentlichen Lebens zu klammern, wenn die Geschichte über sie hinwegzurollen droht?

1976 erschien die erste Ausgabe meines Buches «*Why Switzerland?*» (Cambridge University Press). «*Warum die Schweiz?*» stellte zwei anscheinend einfache Fragen: warum es überhaupt eine Schweiz gibt und warum sich Ausländer dafür interessieren sollen. Die zweite Frage erwies sich zunächst schwieriger als die erste. Ausländer, vor allem englische Verleger, waren an der Schweiz nicht interessiert. In der Tat hat es zwei Jahre gedauert, bevor ich einen britischen Verleger fand. Immer wieder hörte ich die abfällige Bemerkung von mehr oder weniger wohlwollenden Verlagsmitarbeitern, dass in der Schweiz nichts geschehe, dass die Schweiz der Welt nichts

als Schokolade und Kuckucksuhren geschenkt habe.

Eine intakte Gesellschaft

Die Schweizer Reaktion auf das Buch im Jahre 1976 war ebenfalls nicht nur positiv. Natürlich wurde es begrüsst, dass sich ein Ausländer über innerschweizerische Angelegenheiten informierte, Willisau-Stadt vom Willisau-Land zu unterscheiden wusste und der Aussenwelt davon erzählte. Man war ja damals sehr stolz darauf, Schweizer zu sein. «Bei uns», dachte man, «ist alles natürlich ganz anders» (sprich «besser»). Wenn ich aber vorsichtig gewisse Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Landesverteidigung äusserte oder die «Verfilzung» (das Wort existierte 1976 nicht, aber das Phänomen schon) zwischen hohen Industriellen und Bankiers und dem Offizierskorps erwähnte, ging die Geduld schnell aus.

Die Schweiz war in gewissem Sinne noch unschuldig. Wie *Adolf Muschg* es in seinem umstrittenen «O Mein Heimatland» ausdrückte, hatte der Zweite Weltkrieg die Schweiz als solche für gut erklärt:

«Die Wir-Form, alle Geschäfte einschliessend, die unterm Schweizerkreuz, dem immer positiven Vorzeichen, getätigt und notfalls beschwiegen wurden, blieb der nachhaltigste Erfolg der Landesverteidigung. Unsere Banken blieben eingebunden im Rütli-Schwur, den General Guisan in seinem berühmten Rapport 1940 (von dem bis heute kein Wortlaut überliefert ist) erneuert hatte ... Nach dem Krieg brauchte man nur den Notstand zu Wohlstand zu verlängern, im Wohlstand auch den Notstand festzuhalten, dann blieben alle Institute, die Schweizernamen und Schweizerkreuz trugen, mit dem Hausgeruch von Volksgemeinschaft imprägniert. Unsere Banken, unsere Bahnen, unsere Geschäfte, alles blieb im Bann des Patriotismus, also unter seinem Schutz. Das Bankgeheimnis war nur Fortsetzung des Schweigens der Schuldlosen, das man dem eigenen Land im Krieg schuldig gewesen war. Wenn es den Banken auch danach in der Welt Nutzen brachte: Gott befohlen! Die Kritik daran erschütterte uns nicht¹.»

Ich gehöre dem selben Jahrgang wie *Muschg* an und ebenso, wie beschrieben, habe ich die Schweiz als junger Ausländer im Jahre 1960 erlebt als ein Land der

Gerade zu
einer Zeit,
als die anderen
europäischen
Staaten
Europa-
verdrossenheit
zeigen,
entscheiden
die Eidgenös-
sischen
Räte fast
einstimmig für
Massnahmen,
sich an
Europa
zu binden.

¹ *Adolf Muschg, O Mein Heimatland. 150 Versuche mit dem berühmten Schweizer Echo, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1998 S. 23.*

Unschuld, des intakten Wertes und des ruhigen Selbstvertrauens. Die Onkel und Tanten erzählten stolz von den Strapazen der «Dienstzeit» und sahen auf die Kriegsjahre, genau wie *Muschg* erzählt, als eine Stunde der Einheit und Volksgemeinschaft. Wenn man überhaupt von der Schweiz als «Utopie» sprechen konnte, so war es zu jener Zeit: eine intakte Gesellschaft, die den Arbeitsfrieden genoss, religiöse Feindseligkeiten vermied, den Sprachen- und Kulturgraben zwischen den drei grössten westeuropäischen Kulturen überbrückte und Demokratie im wahren Sinne des Wortes praktizierte. Ausserdem war es schön und sauber, es war ordentlich und alles lief pünktlich. Ich entdeckte das Tessin, wo man italienische Kultur ohne die irritierende Schlamperei des anderen Italien geniessen durfte. Nach Basel und Grenchen kam ich, als meine Forschung mich nach Freiburg im Breisgau verschlagen hatte, wo ich mich mit den Greueln der SS und der Wehrmacht beschäftigen musste; ich floh aus Deutschland, wann immer ich konnte, in eine intakte deutsche Kultur, wo die Sprache ohne Schuldgefühle benutzt werden konnte. Sobald der Zug über die Grenze rollte, konnte ich aufatmen. Ich dachte darüber nach, wie zerbrechlich diese Intaktheit 1940 wohl gewesen sein mag: eine helle, beleuchtete Stadt im umliegenden Dunkel.

Wenig Toleranz

Natürlich gab es Stimmen, die diese Utopie in Frage stellten. Mit dem unruhigen Jahr 1968 kamen Strassenkrawalle und Proteste und die siebziger Jahre brachten die Nachwehen. Ich erinnere mich des Unmuts, der 1971 die Herausgabe von «Wilhelm Tell für die Schule» durch *Max Frisch* begleitete. Mir schien es ein recht harmloses, sehr witziges Buch zu sein und von jener Art, die man in Grossbritannien fast jeden Tag und mit Genuss verschlingt. In der Schweiz wurde *Frisch* fast als Landesverräter beschimpft. Die berühmte schweizerische Demokratie erwies sich als nicht besonders tolerant und absolut bar jeglichen Sinns für Humor. Sein «Dienstbüchlein» von 1973 rüttelte noch mehr an den Grundfesten der Landesmythen und beschrieb eine Armee, die von Klassenunterschieden, Hochmut und Schikanen heimgesucht war. Von der Volksgemein-

Europa
braucht die
Gemeinde-
autonomie,
den gesunden
Föderalismus
der Regionen
und National-
staaten und
das Konkordanzsystem der
politischen
Entscheidung,
die in der
Schweiz seit
langem die
Grundlagen
der helvetischen
Verfassung
darstellen.

schaft bis hin zur Landesverteidigung blieb in den Erinnerungen von *Max Frisch* recht wenig übrig. Im Sommer 1973 sprach ich vor dem Rotary-Club in Entlebuch im tiefsten Luzern über die Schweiz von heute und, als ich einige Themen von *Frisch* aufnahm und noch einiges mehr aus der Wirklichkeit der Schweiz beschrieb, wurde ich fast niedergeschrien. Etwas später jedoch, Ende der 1970er Jahre, begann man von einer «*Helvetischen Malaise*» zu sprechen und die Utopie verblasste.

Genau zwanzig Jahre sind zwischen der ersten und zweiten Ausgabe von «*Why Switzerland?*» vergangen. Inzwischen hat sich die Welt rund um die Schweiz durch den Kollaps der Sowjetunion und die Erweiterung der Europäischen Gemeinschaft gründlich verändert. Für die Schweiz haben diese Änderungen schwerwiegende Konsequenzen. Ein Land, welches auf der Verteidigung gegen äussere Feinde basiert, sieht sich heute von mehr oder weniger friedlichen und demokratischen Staaten umringt. Die Pfeiler des schweizerischen Bewusstseins bröckelten. Im Jahre 1976 wurde ich verschrien, weil ich ganz vorsichtig am Wert der schweizerischen Selbstverteidigung zweifelte. Im Jahre 1989 hat mehr als ein Drittel der Schweizer Stimmberechtigten für die Abschaffung der Armee gestimmt. Vor demselben Rotary-Club in Entlebuch im Jahre 1993 musste ich mich wirklich anstrengen, um meine Zuhörer zu überzeugen, dass nicht alles an der Schweiz verlogen und verkommen sei. Ich schrieb einen Artikel in der «*Weltwoche*», den die Redaktion mit «*Balsam für die Schweiz*» betitelte. Mich verblüffte, dass sich meine Haltung zur Schweiz kaum geändert, aber die Haltung der Schweizerinnen und Schweizer zu sich selber eine 180-Grad-Kehrtwendung vollzogen hatte. Von einer Utopie war buchstäblich nicht mehr der entfernteste Hauch zu spüren.

In meinem Buch hatte ich mit Recht, wie es sich herausstellte, das Kapitel über die Armee mit der Überschrift «*Identität*» versehen. Hier schimmerte noch das leuchtende Erbe der utopischen Volksgemeinschaft der Dienstzeit auf. Ganz praktische Fragen der Landes-, Verteidigungs- und Aussenpolitik wurden mit emotionsbeladenen Ausdrücken behandelt. Tatsächlich schien das Ende des Kalten Kriegs eine Existenzkrise für die

Schweiz heraufbeschworen zu haben. Gegen wen im neuen Europa verteidigte sich die Schweizer Armee? Wozu noch überhaupt eine Armee? Die europäischen Armeen, die der Uno Blauhelme zur Verfügung stellen, brauchen keine allgemeine Wehrpflicht mehr und wenden erst recht nicht mehr das Milizsystem der Schweiz an.

Erschütterung ohnegleichen

Und dann kam die Goldgeschichte. Im Jahre 1996, als die Debatte um *Daniel J. Goldhagens* Studie über *Hitlers* Vollstrecker in Deutschland ihren Gipfel erreicht hatte, brach gleichzeitig weltweit eine Debatte um die Rolle der Schweizer Grossbanken als finanzielle Drehscheibe für das NS-Regime aus. Als die Angriffe auf die Schweiz immer heftiger wurden, beauftragte Präsident *Clinton Stuart E. Eizenstat*, Under Secretary of State for Economic, Business and Agricultural Affairs, mit der Leitung einer «*Task-Force*», die die amerikanischen Unterlagen zum Goldhandel der schweizerischen und deutschen Zentralbanken sichten sollte. *William Slany*, Historian of the State Department, übernahm die Geschäftsleitung. Unter seiner Obhut wurden die bezüglichen Dokumente, ungefähr 15 Millionen, von allen Regierungsämtern und Archiven in Washington an das Nationalarchiv übertragen.

Inzwischen hatten sowohl die Schweizer Grossbanken und die Schweizer Regierung eigene Untersuchungskommissionen eingesetzt, einen Sonderbotschafter zur Verteidigung der Schweiz ernannt. Es kam aber viel schlimmer, als man es sich in Bern und Zürich vorgestellt hatte. Als im Sommer und Herbst 1997 die ersten Ergebnisse der *Eizenstat*-Kommission und der von der Schweizer Regierung ernannten international besetzten Kommission von Experten, der *Bergier*-Kommission, der Rolle der Schweizerischen Nationalbank im Goldhandel mit Nazi-Deutschland zu beleuchten anfangen, kamen Unterlagen aus den amerikanischen Archiven über die Rolle der Reichsbank im Goldgeschäft des NS-Regimes an die Öffentlichkeit. Danach konnte von Unschuld «*unserer Banken*», wie *Muschg* es formuliert hatte, keine Rede mehr sein.

Heute hat eine innere Unsicherheit die Schweizer Selbstgefälligkeit vor zwanzig

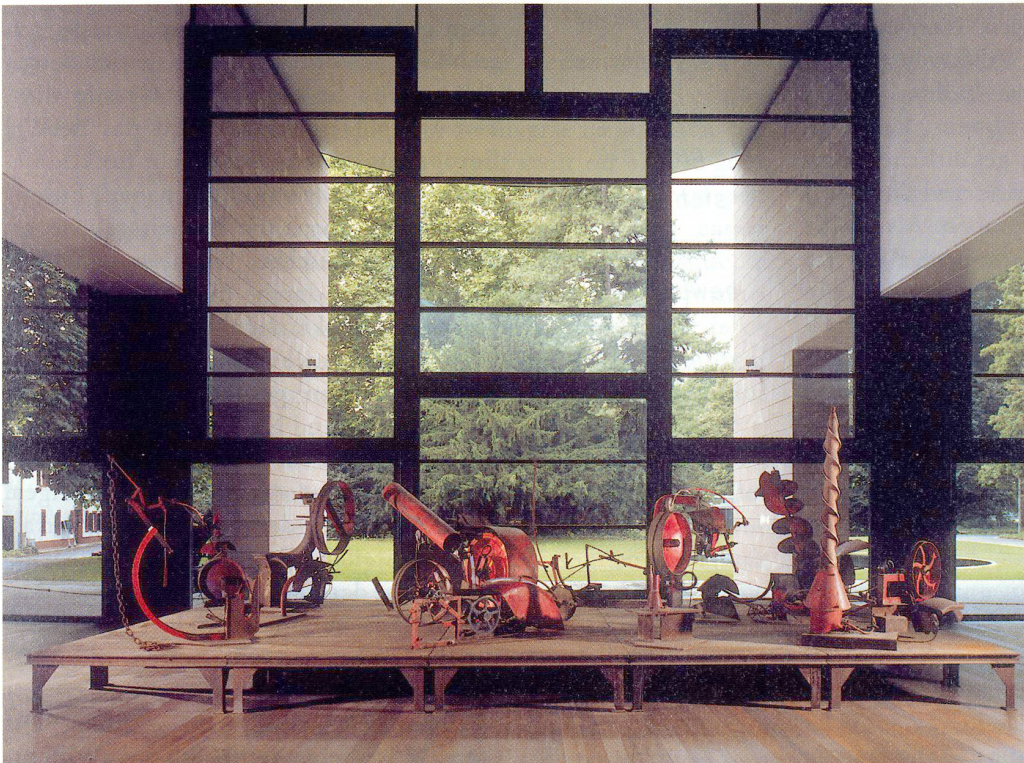
Jahren ersetzt. Sämtliche Institutionen des Landes, sein Bundesrat bis zum Bistum Chur, scheinen in Frage gestellt zu werden. Als Hort des von den Nazis geraubten Goldes und als Schaltstelle für schmutzige Geldtransaktionen hat der internationale Ruf der Schweiz gelitten wie bisher noch nie.

Auch hier normalisiert sich die Schweiz. Seit zehn Jahren leiden alle europäischen Staaten unter einem schleichenden Verunsicherungsprozess. Einheitsstaaten wie Spanien und Grossbritannien scheinen auseinanderzufallen, und Nationalismen jeder Art bedrohen ihre politischen Strukturen. *Think Tanks* machen sich Sorgen um die Zukunft westlicher Demokratien, um die Wettbewerbsfähigkeit des jeweiligen «Standorts» oder um das Funktionieren des Wohlfahrtsstaates. In den verwahrlosten Vororten von Europas Grossstädten leben immer mehr Jugendliche ohne Arbeit und ohne die Hoffnung, jemals Arbeit erhalten zu können. Asylsuchende und farbige Immigranten bleiben noch immer

am Rande der europäischen Gesellschaften.

Die Europäische Union stöhnt und ächzt und fängt mit Mühe an, an eine mögliche Erweiterung zu gehen. Aus der panischen Angst heraus, dass Europa wieder in die sich gegenseitig bekämpfenden Nationalstaaten zurückfallen könnte, drang *Helmut Kohl* unerbittlich auf eine gemeinsame europäische Währung, die selbst sein eigenes Volk ablehnte. Um unter deutschem Druck die Konvergenzkriterien erreichen zu können, kürzten die EU-Mitglieder ihre Budgets, beschnitten Ausgaben für soziale Wohlfahrt und drückten Löhne und Gehälter herunter. Eine heftige Reaktion richtete sich nicht nur gegen die eigenen Regierungen, sondern vielmehr gegen die entfernte, fremde und gesichtslose Bürokratie in Brüssel. *Kohl* beschwor gerade die Gefahren herauf, die er am meisten fürchtete: Er setzte mit Gewalt seine ökonomischen Einheitsideen und politischen Visionen durch gegen die Zwei-

Seit zehn
Jahren
leiden alle
europäischen
Staaten unter
einem
schleichenden
Verunsiche-
rungsprozess.



Auf einer monumentalen Plattform sind zahlreiche Maschinen nebeneinander plaziert. Die formalen Unterschiede werden durch die einheitliche rote Fassung übergangen. Dies deutet darauf hin, dass es sich bei ihnen um Maschinen handelt, die eine übergeordnete Gemeinsamkeit haben; so handelt es sich denn auch sämtlich um Maschinen aus dem landwirtschaftlichen Bereich, die Tinguely – wie er selbst berichtet hat – stets fasziniert haben, wenn er sie – ungebraucht und dem Verfall preisgegeben – auf freiem Feld oder in der Nähe von Bauernhöfen stehen sah. Hier sind sie im konservierenden Raum des Museums zusammengefügt und können so gedeutet werden als die Einheit der Vielheit, als das Zusammenspiel von Gegensätzlichem, und damit im weitesten Sinne als Modell des in der Schweiz seit langem gepflegten Föderalismus. (Heinz Stahlhut) *Plateau agricole*, 1978, Plateau 50 x 850 x 460, Höhe 200 cm. © Museum Jean Tinguely, Christian Baur (Photo).

fel im eigenen Land und ohne die Verschiedenheiten innerhalb von Europa zu berücksichtigen. Die Nutzniesser dieser Strategie sind, wie wir jetzt sehen, seine Feinde, Antieuropäer und Separatisten wie *Jörg Haider* in Österreich oder *Christoph Blocher* in der Schweiz. Es sind jene Kräfte, die *Kohl* hoffte, aus den politischen Entscheidungsprozessen ausschliessen zu können.

Demokratie «von unten herauf»

Gerade zu einer Zeit, als die anderen europäischen Staaten Europaverdrossenheit zeigen, entscheiden die Eidgenössischen Räte fast einstimmig für Massnahmen, sich an Europa zu binden. Ablehnung gegen Europa ist eben gerade durch *Blocher* zu vernehmen, der, wie andere rechtsgerichtete Kräfte, gegen eine gesellschaftliche und geschäftliche Elite, das «Volk» repräsentiert. Hinzu kommt, dass diese Reaktion die alten Konfrontationen aufruft, wie die Stadt gegen Land, Deutsch gegen Welsch, Kleinhandel gegen Grossgeschäfte, National gegen International, obwohl auch hier die Wahlanalyse zeigt, dass die SVP unzufriedene Wähler in allen Volks- und Sprachgruppen gefunden hatte. Ein neuer, recht gefährlicher Graben scheint sich aufzutun: zwischen uns hier und unter denen da oben. Als ob die Schweiz nicht schon genügend Risse im Gebälk hätte! Jeden Tag erscheint ein neuer Appell an die Schweizer, das Staatsgefüge zusammenzuhalten. Die Schweiz sei «eine Willensnation», denken viele, und wenn wir irgendwie nachlassen, die Schweiz zu «wollen», fällt sie auseinander.

«Warum die Schweiz?» muss deshalb heute ganz anders beantwortet werden. Im Jahre 1976 ging es um zwei Fragen: warum es eine Schweiz noch gibt und warum sich Ausländer dafür noch interessieren sollen. Jetzt ist die Existenzfrage gestellt: Warum soll die Schweiz weiter existieren?

Ich gebe Ihnen jetzt meine persönliche Antwort, eine Antwort, die auf fast dreissig Jahren der Beschäftigung mit der Schweiz basiert: Der schweizerische Bundesstaat ist das Produkt einer sehr langen Geschichte des politischen Zusammenlebens von verschiedensten Völkern, Kulturen und Religionen auf einem geographisch kleinen Gebiet. Mit seinen demokratischen, föderalistischen, sprachlich verschiedenen,

.....

Was alle
Schweizer
vor allem
zusammenhält,
ist ein
Demokratie-
verständnis
von «unten
herauf», das
so tief in
die Knochen
gedrungen
und so
absolut selbst-
verständlich
geworden ist,
dass sie
sich dessen
nicht mehr
bewusst sind.

.....

religiös geteilten und regional differenzierten Institutionen hat er den straff organisierten Nationalstaat überlebt.

Die Schweizer unterschätzen in einer erstaunlichen Weise die Macht der Geschichte allgemein und ihrer besonderen Geschichte. Geschichte ist eine formative Kraft, sie schafft Gewohnheiten, Denkweisen, Haltungen, Weltanschauungen, Verhaltensweisen. Diese Gewohnheiten und *mentalités*, die alle Schweizer zusammenbinden, sind genauso wichtig wie die Trennungslinien, die sie unterscheiden. Ein Bürger von Mendrisio und einer von Porrentruy haben schliesslich mehr miteinander gemeinsam als mit Menschen derselben Sprache jenseits der Grenze. Sprache ist nur ein Teil einer Reihe von identitätsstiftenden Eigenschaften, wie auch Religion, Parteizugehörigkeit, Geschlecht, Wohngemeinde, Beruf, Einkommensstufe, Ortsbürgerschaft, Generation usw.

Was alle Schweizer vor allem zusammenhält, ist ein Demokratieverständnis von «unten herauf», das so tief in die Knochen gedrungen und so absolut selbstverständlich geworden ist, dass sie sich dessen nicht mehr bewusst sind. Gerade diese *bottom up* Demokratie wird das heutige Europa mit seinem nicht mehr funktionierenden *dirigisme* vonnöten haben. Europa kann weder durch die Einheitsgelüste der hohen französischen Beamten von oben herab, noch durch die Neurosen der vergangenheitskranken Deutschen regiert werden. Es braucht genau die Gemeindeautonomie, den gesunden Föderalismus der Regionen und Nationalstaaten und das Konkordanzsystem der politischen Entscheidung, die in der Schweiz seit langem die Grundlagen der helvetischen Verfassung darstellen. Es ist eine fast hegeliatische List der Vernunft, dass eben in dem Augenblick, in dem das Schweizer Modell für Europa am zeitgemässesten und nützlichsten wäre, ausgerechnet die Schweizer an ihrem eigenen System zweifeln. Die Schweiz ist keine zerbrechliche «Willensnation», sondern ein historisch gewachsenes Gebilde. Eines, das kräftig genug ist, nicht nur zu überleben, sondern auch den anderen Europäern einige Beispiele zu geben, wie sie aus der jetzigen Misère herauskommen können. Warum noch einmal über die Schweiz? Weil Europa sie braucht. ♦